

Fachartikel

Herausgegeben von Johnson + Schipplock Publishing Group, Netphen

2025

Bindung

Ursula Johnson

Johnson + Schipplock Publishing Group
Netphen, 2025

Impressum

© 2025 Johnson + Schipplock Publishing Group, Netphen

Herausgeber: Johnson + Schipplock Publishing Group GbR, Hömbergstr. 1, 57250 Netphen
www.johnson-verlag.de | info@johnson-verlag.de

Digitale Ausgabe (PDF/E-Book), erschienen 2025
Fachartikel

DOI: 10.64825/jspg.f002

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Bitte wenden Sie sich vor einer Nutzung oder Weitergabe an den Verlag: info@johnson-verlag.de.

Hinweis: Diese Ausgabe ist eine überarbeitete Fassung von 2006.

Bindung

Ursula Johnson

Bedeutung von Bindung

Das, was für einen Menschen das Leben lebenswert macht, was ihn glücklich oder unglücklich macht, was seinen Lebensplan gelingen lässt bzw. überhaupt einen Lebensplan ermöglicht, entsteht auf der Basis der frühesten Erfahrungen, die dieser Mensch im Rahmen seiner familiären Beziehungen machen konnte. Die Verinnerlichung der Erfahrungen bzw. Lebensbedingungen in den ersten Lebensjahren sind der Schlüssel für die psychische Stabilität und die Sicherheit in der späteren Lebensgestaltung. Diese Erfahrungen entstehen auf der Grundlage der Beziehungen, die das Kind zu seinen engsten Kontaktpersonen entwickelt bzw. die seine Familie/Kontaktperson ihm bieten kann. Zu diesen Kontaktpersonen – ich sage bewusst nicht Mutter, die es im Normal- bzw. Idealfall natürlich ist, die aber nicht immer zur Verfügung steht – entwickelt sich eine einzigartige Beziehung, eine Bindung.

Zum Thema Bindung gibt es eine Reihe von Namen, die eingehend auf dem Gebiet Bindungsverhalten geforscht haben, somit zu den Vertretern der Bindungstheorie gerechnet werden und die im Folgenden kurz vorgestellt werden. Im Anschluss daran werden die Forschungsergebnisse zum Thema Bindung systematisch aufgearbeitet und dargestellt.

Bindungsforscher

Die ersten beiden Namen Bowlby (1969) und Ainsworth (1978) stehen für die Bindungstheoretiker der ersten Generation, die für die ersten Erkenntnisse die Begriffe entwickelt und die Grundlagen gelegt haben für alle weiteren Forschungsarbeiten auf diesem Gebiet. Der Primatenforscher Harlow (1958) lieferte weiteres Material zum Thema Grundbedürfnisse. Er ist in dem Sinne kein Bindungstheoretiker, jedoch sind die Experimente mit seinen Rhesus-Äffchen so eindrucksvoll, dass sie nicht unerwähnt bleiben sollten. Die folgenden Namen Grossmann (2003) und Hüther (2001) sind die Vertreter der Wissenschaftler im deutschen Sprachraum, die die ersten Erkenntnisse der Bindungstheorie weitreichend weiterentwickeln und vervollständigen.

Der englische Psychoanalytiker John Bowlby (1969) gilt als Begründer der Bindungstheorie. Unmittelbar nach dem zweiten Weltkrieg bekam er von der WHO den Auftrag, sich mit der Trennungsproblematik von Kindern auseinanderzusetzen. Zu Trennungen kam es,

wenn die Männer einrückten, die Kinder evakuiert wurden oder als Waisen in Heimen zusammengefasst wurden. Bowlby (1969) hat sich eingehend mit den Auswirkungen von Trennungen auf Kinder beschäftigt und dieses Thema ließ ihn sein Leben lang nicht mehr los.

Er beobachtete, dass Kleinkinder in neuen oder bedrohlichen Situationen Verhaltensweisen zeigen wie Weinen, Rufen, Anklammern und Nachfolgen und so versuchen, Nähe zu einer wichtigen Bezugsperson herzustellen. Das Weinen hat das Ziel, dass die Bezugsperson in der Nähe bleibt und das Anklammern an das Hosenbein unter fremden Menschen gibt Sicherheit. Dieses Verhalten nannte Bowlby (1969) Bindungsverhalten. Er ging davon aus, dass Bindungsverhalten angeboren ist. Es bietet für das Kleinkind in gefährlichen Situationen Schutz durch vertraute Personen und ist damit wichtig für sein Überleben.

Zusätzlich zum Bindungsverhalten entwickelte er den Begriff Explorationsverhalten. Dieses Verhalten zeigen Kleinkinder, wenn sie sich sicher fühlen, sie bewegen sich von der Bezugsperson weg und erkunden ihre Umgebung. Dieses Explorationsverhalten ist mit seinem neugierigen Auskundschaften eine wichtige Voraussetzung für das Lernen und die Entwicklung des Kindes. Beide Verhaltensweisen stehen im Wechsel, wobei die Bezugsperson als sichere Basis genutzt wird.

Eine der bekanntesten empirisch arbeitenden Forscherinnen auf dem Gebiet ist die Amerikanerin Mary Ainsworth (1978). Sie lernte Bowlby (1969) in London kennen, als sie Mitarbeiterin in dem Hospital wurde, dessen Leiter er war. In den 60er Jahren ging sie mit ihrem Mann nach Uganda und machte dort die ersten empirischen Arbeiten als Längsschnittstudien zum Thema Mutter-Kind-Verhalten bei kleinen und größeren Kindern – später setzte sie ihre systematischen Beobachtungsstudien in Baltimore fort. Bei der Gelegenheit entwickelte sie eine Laboruntersuchungsmethode, die unter dem Namen fremde Situation Standard für alle Arbeiten der Bindungsforschung wurde. Kinder wurden zunächst im Beisein ihrer Mutter in ein Spielzimmer mit vielen neuen Spielsachen gebracht. Dann wurde genau beobachtet, mit welchen Spielsachen die Kinder sich wie lange beschäftigten. In einem bestimmten Intervall gingen dann die Mütter für jeweils drei Minuten hinaus und die Kinder waren alleine in dieser „fremden Situation“. Jetzt wurde das Verhalten der Kinder genau exploriert: Spielen sie weiter? Spielen sie weniger? Gehen sie in eine Ecke? Schreien sie? Rennen sie der Mutter nach? Trommeln sie an die Tür? Dies wurde zweimal durchgeführt, bevor eine neue Bedingung hinzukam: Eine fremde Person betrat das Spielzimmer. Auch dabei wurde das Verhalten der Kinder beobachtet.

Das erste Ergebnis war die Erkenntnis, dass Kinder die Umwelt in Anwesenheit der Mutter ganz anders explorierten als in deren Abwesenheit. Die Mutter ist die sichere Basis,

von der aus das Kind sein Neugierverhalten entfalten kann. Bowlby (1969) und Ainsworth (1978) folgerten aufgrund der Empirie in ihrer Theorie, dass das sehr kleine Kind im Umgang mit der ersten Bezugsperson ein internes Arbeitsmodell erstellt, was Bindung betrifft.

Ein zweites Ergebnis entstand eher nebenher, erwies sich aber als noch bedeutsamer: Die Vielfalt der Verhaltensweisen, die die Kinder zeigten, wenn die Mutter wieder hereinkam, zeigte, dass es unterschiedliche Bindungsqualitäten gibt, die sich unterschiedlich auf das Verhalten der Kinder auswirken. Mary Ainsworth (1978) entwickelte daraus vier unterschiedliche Klassen von Verhaltensweisen – Arbeitsmodellen -, den Bindungsqualitäten:

1. Das sicher-gebundene Kind
2. das unsicher-vermeidende Kind
3. das unsicher-ambivalente Kind
4. das unsicher-desorganisierte Kind

Die Art der Bindung liefert die Grundlage für das spätere Leben, für die gesamte Gefühlswelt, das Verhalten und die Fähigkeit, selbst eine stabile, tragfähige Beziehung/Bindung zu anderen Menschen aufzubauen, weiterzugeben und zu erhalten.

Der Primatenforscher Harry Harlow (1958) stellte sich in den 50er Jahren die Aufgabe, für seine Babyäffchen im Labor eine perfekte Mutter zu bauen. Ausgangspunkt seiner Idee war die Beobachtung, dass die kleinen Rhesusäffchen eine starke Anhänglichkeit an die Windel aufbauten, mit denen die Käfige verhängt waren. Die Tiere schmiegt sich daran, schaukelten darin und hielten sie fest. Die Forscher konnten beobachten, dass die Affenbabys, die aus „hygienetechnischen Gründen“ bald nach der Geburt von ihrer Mutter getrennt und von Pflegern mit der Flasche in Käfigen aufgezogen wurden, sich wehrten und laut protestierten, wenn diese Tücher zum Reinigen entfernt wurden. Harlow (1958) fing an, über die Mutter-Kind-Beziehung nachzudenken, über das Gefühl der Geborgenheit, das aus Körperkontakt entsteht. Vielleicht war irgendetwas an dieser „Kontakttröstung“ wie er es nannte, grundlegend. Harlow (1958) stellte die Hypothese auf: Nicht das Nahrungsbedürfnis ist primär, sondern das Kontaktbedürfnis. Um diese Hypothese zu überprüfen, entwickelte er verschiedene Versuchsanordnungen mit unterschiedlichen künstlichen Muttermodellen. Also bauten er und seine Studenten eine kuschelige Stoffmutter in der Größe eines ausgewachsenen Muttertiers, und eine Drahtmutter, an der eine volle Milchflasche angebracht war. Die eine Mutter war warm und weich, die andere bot Nahrung. Harlow und Zimmermann (1959) ließen die Zeit genau aufzeichnen, die die kleinen Affen bei der jeweiligen Mutter verbrachten. Die Äffchen

lebten förmlich auf der Stoffmutter, sie verließen sie nur widerwillig zur Nahrungsaufnahme, manche versuchten sogar, an die Milch zugelangt, ohne die Stoffmutter loszulassen. Harlow und Zimmermann (1959) kamen zu dem Ergebnis, Berührung sei eine der Möglichkeiten, ein solides affektives Fundament zu legen für die weitere Entwicklung. In einer Erweiterung der Experimente durch die Einführung eines Angstreizes – eine Figur, die trommelte, also Lärm erzeugte – kam Harlow zu korrespondierenden Ergebnissen mit Bowlby (1969) und Ainsworth (1978), er konnte zeigen, dass die Stoffmutter auch als Zuflucht diene, denn die Äffchen liefen bei Einsetzen des Lärms zu ihr hin und klammerten sich an sie, wie kleine Kinder es bei ihrer Mutter tun (Harlow & Zimmermann, 1959). Seine Forschungsergebnisse und deren Bedeutung für die Bindungstheorie wurden später auch von Blum (2003) popularisiert, die eindrucksvoll die Geschichte der Experimente mit den Rhesusaffen darstellte.

Im deutschen Sprachraum hat sich ein Ehepaar besonders um die weitere Erforschung der Zusammenhänge von frühen Bindungserfahrungen, den Rollen der Bezugspersonen und dem Einfluss von Bindungen bis ins hohe Erwachsenenalter verdient gemacht. Nach den Psychologen Karin und Klaus Grossmann (2003, 2004), ist psychische Sicherheit der Faktor, der aus einer stabilen Bindung entsteht: „Psychische Sicherheit bereichert das Leben, während psychische Unsicherheit einschränkt“, psychische Sicherheit erkennt man daran, „dass die Person kein oder nur wenig abweichendes Verhalten zeigt, sich zusammen mit nahe stehenden Menschen um die Bewältigung kommender Anforderungen bemüht, sich nicht entmutigen lässt nicht verzagt oder resigniert und keine Widersprüche ausblendet“. Das ganze Berufsleben widmete das Forscherpaar Grossmann (2003, 2004) der Frage, unter welchen Bedingungen psychische Sicherheit entsteht bzw. wodurch sie verhindert wird.

In ihren Büchern stellen sie die zentralen Ergebnisse ihrer langjährigen Arbeit und Forschung vor, sie stützen sich dabei auch auf Formulierungen und Thesen von Bowlby (1969) und Ainsworth (1978), die bereits als Klassiker gelten können. Diesen beiden Namen und der ausführlichen Darstellung und Einordnung ihrer empirischen Forschungsergebnisse und theoretischen Konzepte einschließlich auch der bei uns wenig bekannten Arbeiten gilt der erste Titel, der zweite widmet sich ausführlich den Erkenntnissen, die sie in ihrer eigenen Forschungsarbeit gesammelt und entwickelt haben.

Inzwischen werden diese Erkenntnisse auch durch Forschungen auf naturwissenschaftlichem Gebiet bestätigt und vertiefend belegt. Der Neurobiologe Gerald Hüther (2001) hat die neuesten Erkenntnisse über die biologischen Funktionsweisen des Gehirns und seiner neuronalen Verschaltungen ausgewertet und ist zu dem Ergebnis gekommen, dass die neuronalen Verschaltungsmuster, die der Mensch in der frühkindlichen Entwicklung erlernt und in sei-

nem Hirn gebahnt hat, abhängig sind von den sozialen Erfahrungen, die in dieser bedeutungsvollen Lebensphase gemacht wurden. Er belegt in seinen Ausführungen aus einer naturwissenschaftlichen Perspektive die Bedeutung emotionaler Sicherheit für die Entwicklung des frühkindlichen Gehirns, benutzt die Formulierungen der Bindungstheorie: „Ohne sichere emotionale Bindungen können sich Kinder nicht zu sozial kompetenten Persönlichkeiten entwickeln, ohne Anregungen und ausreichende Zuwendung finden wichtige Gehirnentwicklungen nicht statt“ (Gebauer & Hüter, 2001). Er benutzt die Metaphern Wurzeln und Flügel für die oben schon zitierte sichere Basis und das gleichzeitig notwendige Explorationsverhalten, erklärt in verständlicher Form die Zusammenhänge von sozialen Bedingungen und Erkenntnissen der Hirnforschung und Neurobiologie.

Forschungsergebnisse

Definition:

Unter Bindung ist eine in ihrer jeweiligen Art einmalige Beziehung zwischen zwei Menschen zu verstehen, die nicht austauschbar ist und eine gewisse Dauerhaftigkeit besitzt.

Die Bindungstheorie geht davon aus, dass der Mensch von Geburt an ein grundlegendes Bedürfnis nach Bindung hat. Bowlby (1969) stellt das Bindungssystem als ein primäres, genetisch verankertes motivationales System dar, das zwischen der primären Bezugsperson und dem Säugling gleich nach der Geburt aktiviert wird und überlebenssichernde Funktion hat.

Wenn Kinder auf die Welt kommen, sind sie auf die Hilfe Erwachsener angewiesen. Sie brauchen jemanden, der sie wärmt, nährt, sauber hält und sich mit ihnen beschäftigt. Sie brauchen Versorgung und Körperkontakt, aber nicht beliebig, sondern von einer nahen Bezugsperson.

Bindung bedeutet:

1. Nähe bzw. ein Suchen und Bewahren der Nähe zur Bezugsperson. Nähe bedeutet in den ersten Lebensmonaten in erster Linie Körperkontakt. Kleine Kinder wollen in den Arm genommen werden, sich anuscheln und anschniegen, gestreichelt werden. Durch sogenannte Bindungsverhaltensweisen – Weinen, Rufen, Anklammern, Nachfolgen, Protestieren – ver-

sucht das Kleinkind, seine nächste Bezugsperson auf sein Bedürfnis nach Zuwendung aufmerksam zu machen.

Wie die Experimente von Harlow (1958) so eindrucksvoll zeigen, ist das Kontaktbedürfnis extrem stark ausgeprägt.

2. Die Bezugsperson, zu der eine Bindung besteht, ist die sichere Basis, von der aus die Welt erkundet werden kann. Wie Mary Ainsworths (1978) Studien belegen, explorierten die Kinder ihre Umwelt in Anwesenheit ihrer Mutter viel intensiver als ohne Mutter. Die Mutter ist die sichere Basis, von welcher aus das Neugierverhalten Raum greifen kann.

3. Die Bindungsperson ist Zuflucht bei Schmerz, Angst und Schrecken. Der Säugling bzw. das Kleinkind sucht besonders dann die Nähe der Mutter, wenn es Angst erlebt. Das kann der Fall sein, wenn es sich von der Mutter getrennt fühlt, unbekannten Situationen ausgesetzt ist oder die Anwesenheit fremder Personen als bedrohlich erlebt, dann ist die Nähe der Mutter das Versprechen von Sicherheit, Schutz und Geborgenheit. Auch wenn das Kind sich wehgetan hat, Schmerzen hat, sucht es Trost und Zuflucht bei der nächsten Bezugsperson.

Nach Bowlby (1969) ist die Bindung zwischen Mutter und Säugling ein sich wechselseitig bedingendes sich selbst regulierendes System. In diesem System spielt die Wechselseitigkeit eine große Rolle. Von Anfang an ist es eine Austauschsituation zwischen zwei Personen, getragen von Kommunikation. Das Kind sucht einerseits die Nähe, den Blickkontakt zur Mutter, oder macht sich durch Weinen bemerkbar, die Mutter reagiert darauf, indem sie anbietet, was das Kind gerade braucht.

Entscheidend für die Entwicklung des Kindes ist dabei, ob die bemutternde Person angemessen auf das Bindungsbedürfnis des Kindes reagiert. Angemessen bedeutet in diesem Fall, zu erkennen, was genau das Kind in der aktuellen Situation für ein Bedürfnis hat, diese angemessene Reaktion nennt Mary Ainsworth (1978) Feinfühligkeit.

1. Erste Voraussetzung für die mütterliche Feinfühligkeit ist die Wahrnehmung der kindlichen Verhaltensweisen. Sie hat ein Auge darauf, was das Kind gerade tut, ob Unterschiede zum vorherigen Verhalten auftreten. Sie bemerkt beispielsweise, wenn es plötzlich einen roten Kopf hat, die Stirn in Falten legt wo es vorher gelächelt hat oder ein Söckchen abgestreift hat. Sie beobachtet das Kind und seine unterschiedlichen Verhaltensweisen.

2. Die Verhaltensweisen wahrzunehmen und zu beobachten, reicht aber allein nicht aus. Die Mutter muss die Signale des Kindes richtig interpretieren. Sie muss erkennen, ob das Kind den Wunsch nach Nähe ausdrückt, wenn es weint, oder ob es friert, weil es das Söckchen verloren hat. Sie muss die Bedürfnisse des Kindes unabhängig von ihrer eigenen Lage bewerten. Ist sie selbst gerade sehr müde, so muss das Kind nicht müde sein, wenn es quengelt. Würde sie es zum Schlafen legen, obwohl es nur die Windel voll hat, würde sie unangemessen reagieren, denn sie hat ihre eigenen Gefühle auf das Kind projiziert. Sie muss also die Lage des Kindes berücksichtigen und ihre Wahrnehmungen aus dessen Lage her interpretieren.

3. Aus der Interpretation heraus muss die Reaktion auf die Bedürfnisse des Kindes prompt und angemessen erfolgen. Die prompte Reaktion bewirkt, dass das Kind schnell lernt, wie sich sein Verhalten auswirkt. Gerade bei Säuglingen und Kleinkindern verknüpft sich Lernen noch sehr stark durch das Reiz-Reaktions-Schema. Mit zunehmendem Alter werden weitere kognitive Elemente dazugeschaltet, doch in dem ersten Lebensjahr findet Lernen besonders durch die direkte sofortige Reaktion statt.

4. Wenn ein Kind ein Bedürfnis äußert, Angst hat, oder sich einsam fühlt, wird die angemessene Reaktion der Mutter sein Unwohlsein beseitigen. Angemessen bedeutet in diesem Zusammenhang das Kind zu trösten, es zu beruhigen durch Wiegen und liebevolle Ansprache beispielsweise. Es bedeutet aber auch, dem Kind nur das zu geben, was es verlangt. Eine feinfühligke Betreuerperson respektiert auch die kindliche Autonomie, sie lässt das Kind gewähren und bevormundet es nicht, wenn es gerade keine Signale sendet, die eine Reaktion erfordern. Wenn das Kind beispielsweise gerade hingebungsvoll mit seinen nackten Zehen spielt, nachdem es sich das Söckchen abgestreift hat, keine Anzeichen von Unwohlsein äußert, dann ist es nicht notwendig, hinzustürzen, und das Kind in seiner Tätigkeit zu unterbrechen.

Durch eine feinfühligke Betreuung entwickelt das Kind an die die betreuende Person eine sichere Bindung. Es empfindet sie als sicheren Hafen, den es ruhig verlassen darf, in den es aber bei Gefahr und Unsicherheit sofort zurückkehren kann. Voraussetzung für diese Bindungssicherheit ist also die Sicherheit im Verhalten der Mutter.

Die vier Kriterien für das sichere Verhalten der Mutter – ihre Feinfühligkeit - sind also:

Wahrnehmung – Interpretation – prompte Reaktion – angemessene Reaktion.

Ist die Hauptbezugsperson in einer für das Kind bedrohlichen Situation nicht anwesend oder wird das Kind von ihr getrennt, reagiert es mit Kummer, Weinen, Wut und es begibt sich aktiv auf die Suche nach seiner Bindungsperson. Kann er die nicht finden, wendet er sich an eine Ersatzperson, die sekundäre Bezugsperson, z.B. den Vater, ein Großelternteil oder andere. Der Säugling bildet im Laufe des ersten Lebensjahres eine Hierarchie von Bezugspersonen aus, die entsprechend ihrer Verfügbarkeit in einer bestimmten Rangfolge stehen. Je größer die Angst oder der Schmerz, desto dringlicher ist jedoch sein Verlangen nach der primären Bindungsperson.

Aus den vielen Interaktionserlebnissen, die Mutter und Säugling voneinander trennten und zurück zur vertrauten Nähe brachten, bildet der Säugling im Laufe des ersten Lebensjahres innere Modelle aus, - Arbeitsmodelle -, von seinem Verhalten, den damit verbundenen Emotionen, dem Verhalten der Mutter, die sein Leben in den unterschiedlichen Situationen vorhersagbar machen. Das Kind erwirbt ein Verhaltensrepertoire, abgestimmt auf das der Bezugsperson. Es erwirbt ein eigenständiges innerliches Arbeitsmodell getrennt für jede einzelne Bezugsperson. Ein solches Arbeitsmodell ist anfangs noch flexibel, wird aber im Verlauf der Entwicklung stabiler und gefestigter.

Der Säugling entwickelt zu derjenigen Person eine sichere Bindung, die durch ihr Pflegeverhalten seine Bedürfnisse feinfühlig befriedigt. Werden dagegen die Bedürfnisse in der Interaktion mit der Bezugsperson gar nicht, unzureichend oder inkonsistent beantwortet, etwa in der Art, dass der Säugling einen für ihn unvorhersehbaren Wechsel zwischen übermäßiger Verwöhnung und großer frustrierender Versagung erlebt, entwickelt sich häufig eine unsichere Bindung. Das Kind lernt dann, dass auf die Menschen in seiner Umwelt kein Verlass ist, es fühlt sich im Stichgelassen, es gerät unter erheblichen Stress. Das kann zu vermehrtem Weinen bis zur Erschöpfung führen, zur Abwendung bis hin zu Resignation sogar zu Ausdruckslosigkeit und Depression. Sein Arbeitsmodell ist das einer unsicheren Bindung, diese kann je nach Verhalten der Bezugsperson unterschiedliche Formen annehmen:

Das unsicher-vermeidend gebundene Kind wirkt in der fremden Situation im Gegensatz zum sicher gebundenen Kind nicht beunruhigt, es meidet sogar ein bisschen die Nähe der Bezugsperson. Ainsworth (1978) folgert, dass sein Arbeitsmodell die Bezugsperson als zurückweisend repräsentiert. Dieses Kind vermeidet also Nähe. Diese Strategie der Vermeidung schützt das Kind vor der unerwarteten Zurückweisung. Wenn die Mutter nach kurzer Trennung wieder in den Raum zurückkommt, dann merkt man am Kind keine Veränderung. Das Kind schaut die Mutter nicht an, sucht keinen nahen Kontakt zur Mutter, sondern spielt ein-

fach weiter. Das unsicher gebundene Kind zeigt seiner Bezugsperson nicht, wenn es Angst hat oder unter Trennungsschmerz leidet, es tut so, als sei alles in Ordnung.

Physiologische Untersuchungen mit unsicher-vermeidenden Kindern zeigen aber deutlich, dass diese Kinder unter erheblichem Stress stehen, den sie versuchen, unter Kontrolle zu halten.

Das unsicher-ambivalent gebundene Kind hat die Bindungsfigur als unberechenbar erlebt. Diese Kinder wachsen mit Bezugspersonen auf, von denen sie nie genau wissen, woran sie mit ihnen sind. Mal überschütten sie das Kind mit Liebe und Zuwendung, mal ignorieren sie es völlig. Diese Unberechenbarkeit im elterlichen Verhalten führt zu Frustration und Angst, vergessen zu werden, aber auch zu Ärger bis starkem Ärger und Wut. In der fremden Situation verhält sich das Kind bei der Trennung sehr unruhig. Die Trennung von der bemutternden Person kann kaum verkraftet werden, durch Schreien, Anklammern zeigt es seine Angst und lässt sich kaum beruhigen. Sein Bindungsverhalten ist hochgradig aktiviert und es kann sich auf die Spielsachen wenig konzentrieren. Das Erkundungsverhalten ist also stark eingeschränkt. Nach der Rückkehr der Mutter verhält es sich ihr gegenüber widersprüchlich. Einerseits läuft es auf die Mutter zu, andererseits reagiert es ärgerlich bis wütend, wird aggressiv und wehrt die Zuwendung ab. Die 6-jährigen unsicher gebundenen Kinder wirken kleinkindhaft, anhänglich und unreif.

Das unsicher-desorganisiert gebundene Kind hat fast immer einen Hintergrund, der durch Bezugspersonen geprägt wird, die selbst ein Trauma erlebt haben. Diese traumatischen Erfahrungen der Bezugspersonen wie Verlust- und Trennungserlebnisse, Misshandlung und Missbrauch bestimmen das Verhältnis zu ihren Kindern. Diese Kinder zeigen oft schon in Anwesenheit der Mutter stereotypische motorische Verhaltensweisen, eine erstarrte Mimik oder wirken wie in Trance. Belastungen überwältigen das Kind derart, dass es keine adäquaten Verhaltensweisen zeigen kann, es rettet sich in stereotype Bewegungsmuster wie Schaukeln auf Händen und Knien, Kopfschlagen usw.

Das sicher-gebundene Kind verhält sich in der fremden Situation folgendermaßen: Es erkundet die Spielsachen in Anwesenheit der Mutter sehr intensiv. Wenn die Mutter den Raum verlässt, schreit und protestiert es. Betritt die Mutter den Raum wieder, kuschelt es sich an, lässt sich trösten und wendet sich dann wieder den Spielsachen zu. Die Mütter waren also sichere Basis und Zufluchtsort.

Das Gleichgewicht zwischen Bindung und Exploration kommt in diesen Untersuchungen besonders gut zum Ausdruck. Ohne sichere Bindung kann das Kind seine Neugier auf die Welt nicht befriedigend aktiv in Erkundungsverhalten umsetzen. Ohne diese Erkundungserfahrungen kann das Kind keine verlässlichen internen Arbeitsmuster entwickeln, die es ihm ermöglichen, selbstbewusst und mutig auf neue Situationen zuzugehen.

Bindungsforscher gehen davon aus, dass die Bindung in den ersten drei Lebensjahren entstehen muss. Macht das Kind in diesem Zeitraum keine positiven Erfahrungen mit der bemutternden Person, kann das unter Umständen fatale Folgen haben, kommt es zur Einschränkung für die Person. Ein großer Teil späterer Störungen wie Ängstlichkeit, Aggression und Kriminalität resultiert aus der gestörten Bindung im ersten Lebensabschnitt. Das Bindungssystem, das sich im ersten Lebensjahr entwickelt, bleibt während des ganzen Lebens aktiv, können das gesamte folgende Leben beeinflussen.

Nach den Ergebnissen von Langzeitstudien unterscheiden sich sicher-gebundene Kinder beim Vergleich in verschiedenen Lebensaltern deutlich von ihren unsicher-gebundenen Altersgenossen: Im Kindergarten, in der Schule, in der Pubertät und als junge Erwachsene verhalten sie sich sozial adäquater, zeigen weniger Aggressionen, haben mehr Selbstvertrauen und sind als Erwachsene gesünder. Diese Beobachtung wird auch durch Nuber (2005) gestützt, die die nachhaltigen Auswirkungen früher Bindungserfahrungen auf das Erwachsenenleben als ‚langen Schatten der Kindheit‘ beschreibt.

In diesem Zusammenhang könnten auch die wichtigen Erkenntnisse des amerikanischen Forschers René Spitz (1945) neu interpretiert werden. In seinen Untersuchungen an amerikanischen und kanadischen Waisenkindern in Findelhäusern berichtet er über schwere psychische und physische Schäden trotz guter Ernährung, das Phänomen des Kopfschlagens als Handlungsstereotyp und die übermäßig hohe Anfälligkeit für Infekte und Krankheiten. Diese Anzeichen schwerer psychischer Beeinträchtigung sind als Begriff Hospitalismus in der psychologischen, pädagogischen medizinischen Literatur und Praxis präsent. Wie die

Ausführungen zur Bindungstheorie zeigen, ist das Symptom Hospitalismuserscheinungen mit Sicherheit eine Folge mangelnder Bindungsmöglichkeiten in dieser entscheidenden Lebensphase.

Literatur

- Ainsworth, M. D. S.** (1978). *Patterns of Attachment: a Psychological Study of the Strange Situation*.
- Blum, D.** (2003, 1. August). Die Liebe, der Forscher, das Stofftier | NZZ. *Neue Zürcher Zeitung*. <https://www.nzz.ch/folio/die-liebe-der-forscher-das-stofftier-ld.1618480>
- Bowlby, J.** (1969). *Attachment and Loss*.
- Gebauer, K. & Hüther, G.** (2001). *Kinder brauchen Wurzeln: neue Perspektiven für eine gelingende Entwicklung*.
- Grossmann, K. E. & Grossmann, K.** (2003). *Bindung und menschliche Entwicklung: John Bowlby, Mary Ainsworth und die Grundlagen der Bindungstheorie*. Klett-Cotta.
- Grossmann, K. & Grossmann, K. E.** (2004). *Bindungen - das Gefüge psychischer Sicherheit*. Klett-Cotta.
- Harlow, H. F.** (1958). The nature of love. *American Psychologist*, 13(12), 673–685. <https://doi.org/10.1037/h0047884>
- Harlow, H. F. & Zimmermann, R. R.** (1959). Affectional Response in the Infant Monkey. *Science*, 130(3373), 421–432. <https://doi.org/10.1126/science.130.3373.421>
- Nuber, U.** (2005). *Der lange Schatten der Kindheit*. <https://orlis.difu.de/handle/difu/265788>
- Spitz, R. A.** (1945). Hospitalism; an inquiry into the genesis of psychiatric conditions in early childhood. *PubMed*, 1, 53–74. <https://pubmed.ncbi.nlm.nih.gov/21004303>